Das fünfte Zeitalter

1. Die Suche

Von Gabriel_deVue

Kapitel 3: Tiefenschrecken

Kuray legte den Kopf auf die Schulter und taxierte seine Schwester, wie er vorher die halbtote Krähe beobachtete. „Sie gehorcht mir nun. Dasselbe könnte ich mit dir machen.“

3. Kapitel

Alonne

Auch wenn Sju es genoss, dass man Lydia an einem sicheren Ort einsperrte, nahm ihre Verstimmtheit unangenehme Ausmaße an.

Er wartete mit seiner Freundin Félja und zwei Wachtposten vor der Tür, hinter der Lydia tobte. Félja runzelte die Stirn. Die Fabilé war etwas älter als Lydia und hatte sich dank Sju gut in Alonne eingelebt. Für sie war es ein Privileg, am Hof zu leben und es gab keinen Tag, an dem sie sich nicht darüber freute, dass sie als Geschenk an Alonne den Kulangalay entkam. Sju und sie sprachen nie darüber, was sie vor der Übergabe durch Fanfan von den Weißen Rittern erlebte und so gestaltete sich ihr Leben in Alonne recht sorgenfrei. Ihre melodische Stimme hatte große Freude an der Sprache der Westländer und so klang sie wieder besonders lebhaft, als sie wissen wollte: „Sju, ist es wahr, dass Lydia einem Räuber Zutritt zur Schatzkammer gewährte?“

Sju nickte langsam. „Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie enttäuscht ich bin.“

Félja schmiegte ihre wilden, roten Locken an seinen Arm. „Lass dich davon nicht zu sehr erdrücken. Wir haben den Ausflug so lange geplant. Dann reisen wir eben ohne Lydia. Noch besser.“ Sie wackelte mit den Augenbrauen, aber ihr Freund schien für diese Anspielungen keinen Sinn zu haben.

„Nach dem, was sie getan hat? Unmöglich. Sie wird sicherlich dazu abkommandiert, der Stadtwache zu helfen und das zu überwachen, bleibt mal wieder an mir. Der Kommandant versucht immer noch, in ihr einen Vorgesetzten zu sehen.“

Félja rollte mit den Augen. „Das ist nicht gerecht! Ich hab mich wirklich darauf gefreut und so viel vorbereitet. Nur, weil diese verzogene, impulsive, trinksüchtige Angeberin in Schwierigkeiten gerät, weil sie deine Anweisungen missachtet! Was kannst du dafür?!“

Aus der Kammer brüllte jemand: „Heh! Félja, ich bin nicht taub!“ Etwas krachte gegen die Tür, die sich dadurch nicht einen Millimeter rührte.

Félja rief zurück: „Du solltest mal darüber nachdenken, wie du mit den Leuten umgehst, die sich um dich sorgen!“

Sju legte seiner Freundin die Hand auf die Schulter. Jumot und Enetia waren bereits in Hörweite und der zukünftige Zeitenmeister konnte sich ein Grinsen nicht versagen. Aus der Kammer schallte es wieder: „Pah! Sju tut doch nur so, weil er dafür bezahlt wird. Ohne den Posten wär er doch nicht mal an die hübsche Fabilésklavin gekommen!“

Sju biss die Zähne aufeinander. Die Wachsoldaten senkten betreten die Blicke. Félja hatte sich noch nie durch Lydia verletzen lassen und wettete unbeirrt zurück: „Du kannst froh sein, dass überhaupt noch jemand die Arbeit übernimmt. Dass dein Name in den Ahnentafeln deiner ehrbaren Familie steht, kannst du nur der Güte deiner Schwester zuschreiben!“

Lydia senkte mitten im Satz die Stimme, weil ein Schlüssel im Schloss knackte. Sie stellte auch den Hocker wieder ab, den sie zum Wurf bereitgehalten hatte. „Was gebe ich darauf, diese verdammten Titel zu tragen?! Oh nein.“

Enetia führte die Vierergruppe an. Hinter ihnen schloss man die Tür fest ab. Lydia zerbiss ein paar Flüche zwischen den Zähnen und verschränkte die Arme. Sie funkelte ihre Schwester angriffslustig an.

„Lydia, Ihr habt einem gefährlichen Verbrecher zu einem mächtigen magischen Artefakt verholpen.“

Lydia zuckte mit den Schultern. „Es lag doch sowieso nur in einer Kiste! Keiner wird es vermissen.“

Sju sagte: „Dieser Ring war so viel wert wie sämtliche Pferde der königlichen Stallanlagen.“

Die Überraschung war für Lydia so groß, dass sie sich nicht beherrschen konnte und ihre trotzig Mine plötzlich ernsthafte Bestürzung spiegelte.

Jumot fügte hinzu: „In den Händen dieser Person sogar so wertvoll wie alle Pferde des Königsreiches zusammen. Der Verbrecher, dem du dank deiner unbedachten Trunkenheit und deiner Spiele in die Hände fielst, war niemand Geringerer als Sir Coeffre.“

Lydia und Félja riefen gleichzeitig: „Was?!“

Lydia ließ die Arme sinken und fiel auf den Hocker zu ihrer Seite. „Sir Coeffre? Was für eine Gelegenheit! Und ich erinnere mich an nichts!“

Enetia sah, dass Lydias Reue sich wie so oft in eine andere Richtung entwickelte: „Der Ring, den Sir Coeffre entwendete, ist ein mächtiges Siegel. Brennt man es in Gegenstände, Lebewesen oder durch ein schwieriges Verfahren Räumen ein, werden sie für sämtliche magische Augen unlesbar. Man sieht weder ihre Intentionen, ihre Gedanken noch ihren Ort. Sie hinterlassen keine magischen Spuren. Sir Coeffre wird somit unsichtbar für uns und jeder Gegenstand, den er vor uns beschützen möchte, ist von nun an sicher. Eine Bestandaufnahme hat ergeben, dass der Ring Aair und Euer Siegelring die einzigen Gegenstände sind, die fehlen. Das Einzige, was im Moment für Euch spricht, ist die Tatsache, dass Sir Coeffre Euch anscheinend vergiftete.“

Lydia funkelte Enetia mit einem fassungslosen Blick an. „Ich danke dir von Herzen für dein Verständnis! Ich bin ja fast überrascht, dass du zugibst, dass das wirklich passiert ist. Ihr haltet mich doch sowieso für geistesgestört, weil Enni lügt.“

Sju, der einen kräftigen Schritt in Lydias Richtung tat, wurde von Jumot zurückgehalten. Der Fabilé zürnte: „Wie kannst du es wagen?! Prinzessin Enetia kann gar nicht lügen.“

Enetia atmete geräuschvoll aus. Lydia empfand das bei einer halbdurchsichtigen Gestalt als beängstigend. „Selbst wenn Wir es täten, so doch nur, weil Wir gute Gründe dafür hätten, werte Schwester.“

Lydia sprang auf und wettete über ein Thema, dass sie immer aufgriff, wenn sie mit ihrer Diskussion nicht weiterkam: „Gute Gründe?! Wie damals, als ein Schwarzmagier halb Elidéé verwüstete. Aber nein, das habe ich mir ja eingebildet, was wieder beweist, wie unzuverlässig ich bin. Warum sagst du es nicht? Dann glauben sie mir! Dann glaubt ihr mir vielleicht auch, dass ich diesen Coeffre gar nicht erkannt habe und er mir etwas in mein Getränk gab! Aber alle sagen, ich wäre betrunken, hätte geträumt, spiele zu viel mit Phantasie.“

Enetia lächelte geduldig. „Phantasie ist gut, Lydia, aber sie reicht nicht aus, um ein Land zu bewahren. Alleine die Möglichkeit, dass ein Schwarzmagier das Stadtzentrum eines Tagungsortes des Gremiums der Zeit zerstören hätte können, käme Flutgründen an Katastrophenempfinden gleich.“

Lydia wiederholte still, was Enetia gesagt hatte. Als sie es verstanden hatte, empörte sie sich: „WAS?! Du bleibst immer noch bei dieser Antwort?! Du lügst, damit die Menschen sich sicher fühlen, obwohl sie es nicht sind? Wie oft war denn schon ein Schwarzmagier in meinem Zimmer oder unten in der Stadt? Du wehrst doch jede Nacht mindestens fünf Angriffe ab, oder? Kein Wunder, dass du nicht wächst, bei einer derartigen Verschwendung von Schutzzaubern.“ Lydia stieß Sju auf dem Weg nach draußen aus ihrem Weg. Sie blieb neben ihm plötzlich, drehte sich um und stemmte die Hände in die Hüften. „Ich weiß es doch selbst nicht einmal mehr. Traum. Realität. Magie. Warum hast du es dann nicht einfach aus meinem Gedächtnis gelöscht? Wäre das nicht einfacher?“

Jumots Stimme klang angenehm freundlich: „Darauf stehen Strafen, denn jedes Ereignis, das irgendwann einmal eintritt, trägt zum Lauf der Geschichte bei. Jedes Ereignis trägt unsere Welt.“

Lydia wurde vorwitzig: „Ha! Dann wäre doch der Umstand des Gedächtnisänderns auch im Lauf der Geschichte.“

Jumot lachte hell. „Raffiniert. Magie hat aber eine andere Natur und ist mit Zeit und Raum äquivalent.“

„Lydia“, Enetias Stimme war ohne Lächeln: „Bald werdet Ihr alle Gründe kennen und Eure letzten Fragen finden ihre Antworten.“

Lydia schaute ihre Schwester mit einer Mischung aus Unverständnis und Verdrossenheit an, gab ein wütendes Schnauben von sich und presste sich plötzlich die Hände auf die Ohren. Sju hatte auf ein Signal von Enetia mit dem Flötenspiel begonnen. Lydia konnte sich kaum dagegen wehren, dass Félja sie zu ihrem Bett geleitete, auf dem sie sofort tief in den Schlaf sank. Enetia betrachtete sie mit großer Sorge. „Wir bedauern dies, aber Lydia wird über das Vorgefallene weiter nachdenken müssen. Wenn Sir Coeffre noch in der Stadt ist, wissen wir Lydia lieber sicher in Euren Händen, Sju. Dies ist ernst. Wir tragen ungute Vorahnungen.“

Félja griff nach Sjus Arm und lehnte sich eng an ihn. Sie sah dabei zu Boden. „Majestät, Enetia von Alonne, Meister Jumot, Sju – Sju und ich, wir – wir hatten den Ausflug schon so lange geplant. Wenn er hier gebraucht wird, verstehe ich das. Sehr! Natürlich! Aber es sind nur zwei Tage und Lydia kann ruhig etwas schmoren.“ Beim letzten Satz hatte Félja den Kopf längst wieder erhoben und zu ihrem eigenen trotzigem Tonfall zurückgefunden. Sjus Wangen röteten sich. Es war ihm unangenehm, dass seine Freundin die hohen Herrschaften mit diesen Trivialitäten belästigte.

Enetia antwortete: „Der Zeitpunkt ist ungünstig. Sjus spezielle Fähigkeiten werden während Lydias Schlaf gebraucht. Beauftragt vertrauensvolle Wachen für den Tag, doch kehrt zum Abend wieder. Wir sorgen uns sehr.“

Félja ließ enttäuscht die Schultern sinken. Sju verneigte sich vor den Hochmagiern.

„Wir kehren zum Sonnenuntergang wieder.“

Jumot folgte Enetias Ebenbild durch die langen Hallen auf ihr Schlafgemach zu. „Lydia hat viel Energie.“

Enetias Gedanken waren nicht auf ihren Freund zu bringen. „Lass davon. Du weißt, was ihre Entwicklung für uns bedeutet.“

Jumot nickte. Lydias Entwicklung bedeutete unter anderem, dass man sie nicht als Prinzessin des Landes verheiraten konnte. Enetia hätte die Krone gerne ganz zugunsten ihrer magischen Studien abgegeben, aber nicht einmal ein Gremium aus Anfers würde jemanden wie Lydia in den Staatsdienst lassen. „Jumot, Wir fürchten Uns. Wir fürchten um Lydia. Ihre Gedanken vergaßen viele Kindheitsmissgeschicke, doch dieses eine will nicht gehen. Sie hat etwas erlebt, das sie entfremdete. Wie ein Drache, der in seinem Verließ keine Ruhe findet, tobt das Nichtvergessene in ihrem Geist. Schlimmer als der Verdruss, schlimmer als eine Krankheit wütet es und verletzt sie. Sjus Arbeit ist wichtiger denn je.“

Enetia blieb mitten im Gang stehen und schaute dem Zeitenwächter in die von blauen Wimpern gerahmten Augen. „Einer meiner Botschafter fand den Jungen. Die Vermutung bestätigte sich.“

Diese Nachricht traf Jumot aus heiterem Himmel. Er hatte bis jetzt immer Enetia Glauben geschenkt und nicht daran gezweifelt, dass Lydias Geschichten ihrer Phantasie entsprangen. „Ist es die Möglichkeit?“ Sie hatte einen Botschafter nach Anfers schicken können? In die tiefsten Abgründe der Schwarzmagie?

Enetia klang bitter: „Wir sind Narren gewesen, unseren Sinnen zu trauen. Sie und auch Lydia trugen Spuren von ihm.“ Jumot senkte den Kopf leicht. Wenn Enetia ‚sie‘ in diesem Tonfall sagte, sprach sie von seiner offiziellen, zukünftigen Gemahlin Tsuru.

Enetia fuhr zögernd und viel leiser fort: „Dieser Junge war stark. Er lässt eine Macht in sich reifen, die jeden Menschen zerreißen würde. Wir tragen große Sorge um das Gleichgewicht, das wir zu wahren haben.“

Jumot, erinnerst du dich an eine Geschichte um das Nrojerg Petila?“ Jumot gingen verschiedenste Gedanken durch den Kopf. Der Prinzessin selbst wohnte eine unmenschliche Kraft inne und ja, das graue Auge sei ein Artefakt, das die Balance wahrte und bis auf den letzten alle großen Drachenkriege verhindert hatte. „Je nachdem. Nrojerg Petila, Ihr wisst, dass die Übersetzungen sehr wage sind. Es könnte auch der Seelenkelch sein, ein graues Auge oder eine graue Drachenkralle. Enetia, Ihr dürft kein Zerwürfnis befürchten, die Angst legt Eure erhabene Gestalt in Ketten!“ Jumot umfasste seine Hände, als würde er die ihren halten. „Ihr seid das Licht, warum sehe ich dann die Hoffnung schwinden? Enetia! Was geschieht mit Euch! Enetia?“

Ihr Geistbild war eingefroren und verursachte keine weiteren Geräusche. Ohne, dass Jumot die Spur nachprüfen konnte, verschwand Enetia vollständig. Er dachte wenige Sekunden nach und entschied sich dagegen, zu ihrem Gemach zu stürmen. Er beeilte sich, in die weißmagische Universität zu gelangen, um die beiden höchsten Weißmagier zu alarmieren.

Anfers

Tsurus Hände hielten sich in dem starren, kalten Gefieder einer verletzten Krähe fest. Das Tier atmete so schwach, dass Tsuru es beim ersten Anblick für tot gehalten hatte, aber die Magierin Sinefoe erklärte Tsuru, dass der Junge mit diesem Tier die Welt bereisen könnte, ohne das Gemach zu verlassen. Das gefiel Tsuru.

Zu Kurays Gefängnis gelangte man durch einen gewaltigen Felsendom, in dessen

Mitte eine Treppe in den Boden geschlagen war. Sie führte so weit in den Stein hinein, dass man sogar den Atem von der Schwärze verschluckt glaubte. Tsura hatte die Tausend Wächter in den Dom gelockt. Die Wände pulsierten von ihren schemenhaften Körpern. Tsura spürte die Zweitausend Augen auf sich. Sie hatte ihre Aufmerksamkeit erregt, weil sie sich fürchtete. Die Wächter mochten Angst. Davon ernährten sie sich und nur, weil Tsura ihnen Nahrung versprach, gehorchten sie ihr. Ihr Interesse und ihre Neugierde unterlagen der Gier nach Tsuras eigenen Appetitlichkeiten und sie ließen die Schöne passieren. Sie empfand das körperlose Lechzen und Ziehen an ihrer Angst als äußerst widerlich und atmete erleichtert aus, als sie die Steintreppe in der Mitte des Raumes erreichte. Der Weg vom Eingang war so weit, dass sie ihn trotz der Fackeln nicht mehr sehen konnte. Tsura streckte eine Hand nach der senkrechten Wand aus, welche die Treppe rechts und links abschirmte und stieg nach unten. Die Magie, die sie für den Durchgang am unteren Ende verwendete, war nicht so simpel, dass jeder Lehrling sie sprechen könnte, aber durchaus leicht genug, dass sie für Kuray kaum ein Lächeln wert war. Tsura hatte sorgsam darauf geachtet, dass Kuray nicht ein Buch zur Öffnungsmagie erhielt. In seiner Vorstellung existierten keine Öffnungs- und Schließzauber. Dies war ihre einzige Chance, ihn in diesem speziellen Zimmer zu halten. Die Krähe regte sich müde. Sie gab ein kraftloses, leises Röcheln von sich und atmete einmal kräftiger, als Tsura sie durch die massive Wand zog und schließlich in Kurays Welt ankam.

Tsura lief diesmal in den Raum und öffnete die Augen erst nach wenigen Metern. Sie zitterte vor Angst, was er diesmal geschaffen hatte. Ihre Angst war unbegründet. Bett, See, Deckenöffnung. Kein Pentagramm, kein absonderlicher Geruch – und kein Kuray.

Tsura lockerte den Griff um das gequälte Tier und richtete sich auf. „Kuray?“

Er saß auf einem Thron, den er selbst in einem Vorsprung über dem Eingang manifestiert hatte. Er schaute auf Tsura herab, die seit mehr als dreißig Nächten nicht hier unten gewesen war. In der Zeit erhielt er keine Geschenke, keine Bücher, keine Nahrung, keine Abwechslung. Diese langen Tage kühlten ihn ab und machten ihn durstig wie ein Wüstentier. Sie suchte nach ihm und trat weiter in den Raum herein, erwartend, dass er sich zeigte. Bewegungslos und von Schatten geschützt harrete er aus, um sie zu beobachten. Mit den Gedanken schloss er den Eingang. Wie oft hatte er diesen Moment durchgespielt, endlich war er da. Er las ihr Leben, ihre eigene Magie, ihre Adern, ihren Herzschlag. Sein Unternehmen konnte nicht fehlschlagen, dafür war seine Schwester viel zu sehr Mensch. Und die Tatsache, dass sie ihn nun trotz ihrer Magie nicht wahrnahm, umspielte seine Lippen mit einem Lächeln, das selbst den Schatten zerschnitt. Er fühlte eine Flasche in der Hand, sie enthielt das Blut von Menschen, die vor Angst gestorben waren. Leicht gewärmt. Dies war die letzte Flasche, die er heute trinken würde. Er hatte sie bis zum Schluss aufgespart.

Die zarten Lockrufe seiner Schwester wurden ungeduldig: „Kuray. Ich habe eine Neuigkeit für dich. Eine Nachricht von Fanfan.“ Schlüsselworte. Damit kitzelte sie ihn immer aus seinem Versteck und auch diesmal tauchte er direkt hinter ihr auf, dass sie erschrak, als sie sich umwandte. Er mochte die Angst und sie fühlte wieder das Nähen und Zerren der Schatten. Sie riss sich zusammen und lächelte. Ihre Fingernägel kratzten über sein unordentliches Hemd, das teilweise aus der Hose hing. Immerhin trug er Kleidung. Sie öffnete ihren Granatmund, um ihm weitere Hinweise zu geben, doch er küsste sie, spürte ihr schauerndes Wohlwollen, ihre Verwunderung und drängte sie in die Kissen. Er begann schon, sie zu entkleiden, da befreite sich Tsura aus seinem Kuss und fragte lächelnd, erstaunt: „Du bist heute schnell, sonst bedarf es

immer einiger Lockungen.“

Er biss ihr leicht in den Hals und umfasste sie fester: „Hältst du deinen Körper nicht für Verlockung genug?“

Sie richtete seinen Kopf auf, während seine Hände ihren Rock hochzogen. „Du scheinst langsam erwachsen zu werden.“ Seine Augen wirkten matt, verschleiert. Sie gefielen ihr so trunken von Verlangen. Er vergrub seinen Kopf in ihrem Dekolletee und biss auch hier erst einmal zu. Das zarte Fleisch ihrer Brüste zuckte kurz an seinen Wangen, er schaute schelmisch grinsend auf, etwas Blut glänzte auf seinen Lippen.

Tsura unterdrückte ihre Erregung mit Mühe. Wenn Kuray in dieser Laune schwebte, war er ihr am liebsten, war ihr jeder Mann am liebsten, aber diesmal war sie mit höheren Aufträgen gekommen. Sie stieß sich vom Bett ab und entkam ihm kichernd. In einer Hand hielt sie noch immer die Krähe. Kuray machte einen Satz auf sie zu, aber sie hob schnell das Tier auf seine Augenhöhe. „Oarrh. Für dich.“

Der Prinz runzelte die Stirn. „Sie besitzt kaum noch Blut und ist sehr schwach. Soll ich sie ausstopfen? Das Buch war gut, aber viel zum Ausstopfen gibt es hier unten nicht und dort stand kein Wort über Menschen.“

Tsura konnte ihm nicht folgen. Kuray drehte die Hand und zeigte ihr das plötzlich erscheinende Buch „Die Kunst der Konservierung.“

Sie erinnerte sich. „Genau! Das ist so herrlich illustriert. Haben dir die Bilder gefallen?“ Kuray schüttelte den Kopf. „Die Bilder riechen nicht einmal.“

Tsura gab Kuray das Tier in die Hände. „Die Krähe ist schwer verletzt und war die letzten Tage in einem eisernen Schlaf. Wenn du sie magisch heilst, wird sie wieder kräftig und aufmerksam. Hier, das Buch ist über Fremde Augen.“

Kuray betrachtete den Vogel aufmerksam. Er riss sich ein Haar aus und wickelte es so schnell um den Hals des Wesens, dass seine Bewegungen verschwammen. Er sprach eine Formel über die Krähe und plötzlich erhob sich das Tier. Das Kreischen hallte von den Wänden wieder. Für Kuray war diese Heilung und Geißelung kein Kunststück. Er wartete auf Weiteres von Tsura.

Diese stand mit offenem Mund und verfolgte die Bewegungen der majestätischen Krähe. „Wie – du – es ging so schnell!“

Kuray legte den Kopf auf die Schulter und taxierte seine Schwester, wie er vorher die halbtote Krähe beobachtete. „Sie gehorcht mir nun. Dasselbe könnte ich mit dir machen.“

Tsura lächelte. „Wunderschön. Lies das Buch und...“ Kuray griff ihre Hände anstatt des Buches und zog sich zu ihr heran. Sie erkannte ein rotes Flackern in seinen höhlenschwarzen Pupillen.

„Du hast Neuigkeiten?“

Ihr Herz schlug so laut, dass Kuray das Pochen in ihren Händen spürte. „Ja, mein Liebster. Fanfan hat Fortschritte gemacht.“ Sie führte seine Hand über ihren Körper und er strich selbstständig weiter ihre Arme herauf und umfasste ihre Handgelenke. Er legte den Kopf auf ihre Schulter und sprach so nah an ihr Gesicht, dass sie den Alkohol aus dem Wein einatmete: „Neuigkeiten. Fortschritte. So wie jedes Mal. Es geht voran. Fanfan hat die Spur aufgenommen. Boten berichteten ihm, wo sie gewesen sei. Er hat gute Männer angeheuert.“

Ich wollte, dass ER es tut, ich hätte die Sache in einem Monat beendet und sie wäre schon vor zehn Jahren bei mir gewesen. Was für eine kluge Methode, den geliebten Bruder hinzuhalten, ihn unter Kontrolle zu bringen. Ich brauche dich nicht mehr, Schwesterherz. Deine Art der Kontrolle ist eine größere Folter für meinen Geist als dieses Verlies, dessen ich heute Nacht überdrüssig geworden bin.“

Sie wirkte anfangs erschrocken, doch nun lächelte sie milde: „Mein kleiner Bruder. Auch wenn du mich tötest, niemand bis auf Fanfan weiß, wo du bist und Fanfan erinnert sich nicht des Weges. Du wirst hier unten umkommen, spätestens, wenn eines der großen Wesen erwacht. Du ertrinkst in Wahnsinn, sobald du einen der Tiefenschläfer unserer schwärzesten Höhlenseen erblickst. Ihre eigene Energie ist es, die überhaupt das Licht produziert, dass sie dich erahnen lässt, ihr Auge birgt mindestens so eine Höhle in sich. Und selbst wenn du es bis an die Oberfläche der Welt schaffst, du würdest nicht den einfachsten Raum verstehen. Du bist ein Narr, mein kleiner Bruder, so ein Narr.“

Sie stieß ihn zur Seite. Gedankenversunken blieb er stehen und murmelte: „Mh.“ Als sie ihre Rede in einem fast liebenden Ton beendete, überkam sie ein Frösteln. Ein Windhauch, der Worte in sich barg, strich ihr eiskalt über den bloßen Rücken. Ihre Füße wurden von warmem, schwarzen Wasser umspielt, das zäh wie Öl war, aber abperlte, sobald sie die Füße hob. Waren die Schatten dunkler geworden? Ihr Bruder stand mit leerem Blick vor seinem Bett. Tsura dachte, er starrte sie an, ohne zu ahnen, dass er nur versuchte, sich so genau wie möglich an den Geschmack des Weines zu erinnern. Langsam wagte sie es, sich umzudrehen und dorthin zu schauen, woher der flüsternde Atem rührte. Sie schrie so laut, dass die Ansätze ihrer Haare die Farbe verloren und ihre Mundwinkel aufrissen. So eine Art von Kreatur hatte sie noch nie gesehen, sie, welche die Tausend Wächter vor Kurays Höhle befehligte. Dieses Wesen erhob sich wie ein gewaltiger Blutegel aus dem runden See in Kurays Höhle. Es besaß weder festen Umriss noch fing es das Licht auf irgendeine Weise ein. Die Gestalt war es nicht, die sie so fürchterlich erschreckte, es war das absolute Grauen, das aus dieser tiefen Schwärze sprach. Kein Mensch konnte der wirklichen Dunkelheit länger als ein paar Minuten standhalten, ohne dem Wahnsinn zu verfallen. Dieses Wesen bestand aus mehr, als nur aus Dunkelheit. Seine Dunkelheit verschlang, riss, vernichtete unfassbare Dinge wie Kälte und Wärme und Träume und Gedanken. Eine Dunkelheit für Augen, Ohren, Herz und Hand. Tsura verlor ihre Sprache an das Monstrum, das über ihre Augen hinausging. Mit zitternden Beinen und weißen Knöcheln kroch sie zurück zu Kuray und warf sich an ihn. Sie hätte ihren Bruder für tot gehalten, wenn er nicht den Kopf zurückgezogen hätte. Seine Haltung war schlaff, der Blick jener einer Leiche. Sie griff seine Schultern. Tsura fürchtete weder Tod noch Leben und sie wusste, dass Kuray sie einst umbringen würde, doch heute? Und auf diese Art? Er verstand nicht, dass es zu früh war. Er war noch nicht für die Welt da draußen bereit. Sie krallte ihre Fingernägel so tief in seine Schultern, dass sie das Fleisch aufrissen. Da packte er sie am Hals und hielt sie in die Höhe. Seine Gestalt erlaubte ihm diese Kraft nicht, aber was für Naturgesetze galten über den Willen eines Magiers seiner Macht? Sein Rang war nicht messbar, er hatte nie eine Prüfung abgelegt. Sie hatten ihn hier unten vergessen. Was tat es? Es änderte rein gar nichts daran, dass die Schwarzmagie ihn bis in die Spitzen seiner Haare durchströmte. Kuray machte sich unterdes über ganz andere Dinge Gedanken. Er überlegte, wie er Oarrh das Hören und Sehen durch seine Ohren und Augen beibringen konnte. Das Schattenwesen breitete sich unterdessen aus. Tsura spürte eine tödliche Kälte in ihrem Rücken und fühlte, wie ihre gesamte Rückseite starb, während sie aus noch lebendigen Augen Kuray anstarrte. Ihre Ohren versanken vor ihrer Stimme. Das Wesen brach über Tsura herein und verschlang auch Kurays Hand. Er zwinkerte kurz, sprach leise: „Schht.“ Das Wesen verharrte, als seine Stimme ertönte. Es schaute nicht, dennoch wusste man, wenn einen die Dunkelheit anstarrte. Kuray starrte für einen kurzen Augenblick zurück. Er war wieder alleine im Raum.

In der eisigen Hand hielt er eine farblose Leiche, die er erst jetzt erkannte. Sie war so weiß, dass sie in seiner Höhle glühte. Die Schatten wurden von den Wänden auf sie geworfen, die Figur selbst war zu eben, um Dunkelheit zu schaffen. Kuray erkannte, dass es seine Schwester gewesen war, deren Geist nun noch einige hundert Jahre im Netz eines Alptraummonsters verstrickt sein sollte und letztendlich kaum mehr als ein Flüstern im Höhlensturm war. Auch eine Art der Unsterblichkeit. Er warf die leere Hülle auf sein Bett. Ein paar Nächte konnte er sich damit noch beschäftigen und würde dann schauen, was die Welt für ihn versprach.